

Buchbesprechungen

1. Systematische Philosophie und Philosophiegeschichte

HANDBUCH METAPHYSIK. Herausgegeben von *Markus Schrenk*. Stuttgart: Metzler 2017. VIII/449 S., ISBN 978–3–476–02512–8 (Hardback); 978–3–476–05365–7 (PDF).

Im Vorwort des vorliegenden Handbuchs macht dessen Herausgeber *Markus Schrenk* (= S.) aus seiner „tiefe(n) Begeisterung“ (VII), für die heute in seinen Augen vielfach zu Unrecht totesagte Metaphysik keinen Hehl. Metaphysik, so stellt er klar, sei „nicht die spekulative Beschäftigung mit dem Okkulten, mit ‚Globuli‘, ‚Potenzierung‘ oder anderer Zauberei“ (2). Er sieht auch „kein primäres Ziel des Handbuchs [darin], der spirituellen Orientierung zu dienen“ (ebd.), betont aber gleichzeitig, dass manche von dessen Beiträgen, „wie beispielsweise diejenigen zur Existenz Gottes, zum Selbst, der personalen Identität und der Frage nach dem Wesen der Realität“, für eine solche Orientierung „wichtige Ausgangspunkte [...] bereitstellen“ (ebd.) können. Angesichts der Tatsache, dass alle Definitionsversuche der Metaphysik umstritten sind, verzichtet S. auf eine eigene präzise Explikation dieses Begriffs, begnügt sich vielmehr damit, eine ganze Reihe von Definitionsversuchen anzuführen, um denjenigen, die eine exakte Begriffsexplikation wagen wollen, das hierfür notwendige Material zu liefern. Zu seinem eigenen Procedere merkt er an, er habe „verschiedene Methoden und Themen der Metaphysik angeschaut und sie in Grundzügen von der Naturwissenschaft abgegrenzt“ (9).

In Teil II liefert das Handbuch eine chronologische Skizze der Geschichte der Metaphysik von der Antike bis zur Gegenwart. Auf Aristoteles geht nach S. die Ausbildung des klassischen Metaphysikbegriffs zurück. Der Legende zufolge stellte der erste Herausgeber der aristotelischen Schriften, Andronicus von Rhodos, eines der Werke des Aristoteles im Bücherregal in Alexandria hinter die Bände, die sich mit dessen Physik beschäftigten. Heute wird nach S. dieser ursprünglich bibliographische Ordnungsbegriff (die Metaphysik im Regal hinter der Physik) inhaltlich in der Weise gedeutet, dass sich die Metaphysik des Aristoteles „mit denjenigen Themen beschäftigt, die der Physik oder der Naturwissenschaft im Allgemeinen übergeordnet sind“ (9). Die zentrale Thematik des metaphysischen Forschens im Mittelalter ist dagegen ihm zufolge „Gott, sein Wesen und seine Existenz“ (ebd.). Im Mittelpunkt des neuzeitlichen Metaphysikdiskurses stand, wie S. betont, der Streit zwischen dem Rationalismus, der für eine „apriorische Ausrichtung der Metaphysik“ (9) plädierte, und dem Empirismus, der ein solches Plädoyer unter Berufung auf die Sinneserfahrung als entscheidende Wissensquelle verwarf. Eine „versöhnliche Position zwischen Rationalismus und Empirismus“ (ebd.) macht S. in Kants transzendentalen Idealismus aus. Allerdings finden sich dort auch „radikalere Idealismen, die mindestens dem Empirismus zuwiderlaufen“ (ebd.). Für die Philosophie des 20. Jahrhunderts konstatiert S. schließlich die Spaltung in ein „kontinentales“ und ein „analytisches Lager“, die zur Ausbildung zweier unterschiedlicher Metaphysikkonzeptionen führte. Neuerdings ist freilich zu beobachten, dass sich beide Lager bezüglich des Metaphysikverständnisses wieder aufeinander zu bewegen.

Teil III widmet sich der Frage, „was es überhaupt gibt, aus welchen Arten von Gegenständen die Welt, das Universum, und gegebenenfalls das, was es übersteigt, besteht“ (2). Oft wird dieses Teilgebiet der Metaphysik als Ontologie bezeichnet. Anschließend stellt sich die Frage, „wie alles, was es gibt, miteinander zusammenhängt und wo es verortet ist, also ob es zum Beispiel in Raum und Zeit existiert oder nur in einem zu bestimmenden abstrakten Ort.“ (*Teil V*)“ (ebd.). Außerdem muss natürlich die Frage beantwortet werden, „was es überhaupt heißt, zu sein oder zu existieren.“ (*Teil IV*)“ (ebd.). Wichtig zum Verständnis des Horizonts der Metaphysik ist nach S., dass sich diese nicht nur damit beschäftigt, „was als seiend bezeichnet werden kann und wie wir dieses mit Sprache wahrheitsgetreu beschreiben können, sondern auch damit, wie es anders sein könnte oder auch wie es anders sein muss.“ (*Teil VI*)“ (2f.). Zur Frage nach den Gegenständen, mit denen wir es zu tun haben, merkt S. an: „Konkrete materielle

Einzel Dinge (wie Berge, die wir besteigen, Mobiltelefone, die wir in die Hand nehmen, Elektronen, die wir Kathodenstrahlröhren nachweisen können) sind gute Kandidaten. Aber wir können uns auch fragen, ob es abstrakte immaterielle Gegenstände wie Zahlen gibt, und was es mit fiktiven Gegenständen oder Personen [...] auf sich hat“ (3). Ebenso wichtig wie die Frage nach den verschiedenen Gegenständen ist nach S. die Frage nach den Eigenschaften dieser Gegenstände. Es gibt für S. intrinsische Eigenschaften (eine bestimmte Masse haben) und extrinsische Eigenschaften (Gewicht haben) sowie relationale Eigenschaften (Vater sein). Einige Eigenschaften sind ihm zufolge dispositional, weil sie sich nur in bestimmten Umständen (wasserlöslich sein) manifestieren. Für einige ist auch „nicht sicher, wann sie noch vorliegen (ab wann ist eine Erhebung ein Hügel, ab wann ein Hügel ein Berg?)“ (ebd.). Schließlich können wir auch fragen, „welche Seinsform Eigenschaften selbst haben, unabhängig von den Gegenständen, die sie exemplifizieren“ (ebd.). Wenn ich behaupte, dass meine Tasse weiß ist, dann thematisiere ich eine Tatsache oder einen bestehenden Sachverhalt. Die Ontologie kümmert sich auch um die Frage nach dem Wesen solcher Fakten, Tatsachen oder Sachverhalte. S. verweist weiterhin darauf, dass einem Gegenstand Eigenschaften nicht nur statisch zukommen können, da die Eigenschaften der Dinge sich durch Ereignisse und Prozesse auch verändern können. Insbesondere ist es uns als Personen möglich, dass wir „handelnd in die Welt eingreifen und die Dinge verändern“ (ebd.). Auch bei Handlungen, Prozessen und Ereignissen handelt es sich um ontologische Kategorien, welche die Metaphysik untersucht. Da Personen zentrale Gegenstände unserer Lebenswelt sind, beschäftigt sich die Metaphysik auch mit der Frage, „wer oder was eine Person ist, was sie von anderen Arten von Gegenständen unterscheidet, wie sich ein Selbst durch die Zeit verändern und doch dasselbe bleiben kann, wie Körper und Geist in Beziehung zueinander stehen und ob wir frei sind, also unsere Handlungen und unseren Willen selbst bestimmen können“ (3). In diesem Zusammenhang stellt sich nach S. weiterhin die Frage nach dem ontologischen Status von moralischen Werten und Normen, die für unser Handeln leitend sind.

Vielfältige metaphysische Herausforderungen stellen sich nach S. seitens der Natur-, Lebens- und Sozialwissenschaften. Zur Verdeutlichung nennt er hier die folgenden Fragen: „Was sind [...] Naturgesetze? Und was sind Kausalprozesse im Gegensatz zu rein zufälligen Geschehnissen? Was ist Zufall und Wahrscheinlichkeit. Was ist Leben und wie individuiert man Lebensformen? Wie steht es um die Ontologie sozialer Entitäten wie Vereine oder Staaten?“ (ebd.). S. verweist schließlich auch ausdrücklich auf folgende metaphysische Detailfragen, die aus Platzgründen ausgelassen werden mussten: „Was ist Kunst, was ist ein Kunstwerk, was ein Original, was eine Kopie? Wie ist es ontologisch um Gender und Geschlecht oder Kultur und Rasse bestellt? Welchen Seinsstatus haben Emotionen und qualitative Empfindungen? Gibt es das Nichts und andere Abwesenheiten?“ (4).

Eine kritische Frage, mit der die Metaphysik sich heute konfrontiert sieht, lautet nach S.: Finden nicht mittlerweile schon die Naturwissenschaften eine befriedigende Antwort auf die Frage, was es gibt, so dass die Metaphysik als „reine Spekulation, die durch exakte empirische Nachforschung obsolet geworden ist“ (5) heute als überflüssig erscheinen muss. S. verweist hier darauf, dass es metaphysische Themen gibt, „die keine oder nur eine sehr geringe Überlappung mit der Naturwissenschaft [...] aufweisen“ (ebd.). Als Beispiel nennt er die Frage, ob und inwiefern es Abstrakta wie Zahlen gibt oder Eigenschaften, die unabhängig von den Gegenständen existieren. Aus diesem Beispiel ergibt sich für ihn: „Wenn [...] Zahlen nicht in Raum und Zeit existieren, dann kann ihr Sein nur schwerlich einen Untersuchungsgegenstand der empirischen Wissenschaften bilden“ (5). Es führt also kein Weg daran vorbei, die Metaphysik hat ihre „ureigenen Themengebiete“ (ebd.). Für S. ist es auch keine Frage, dass es mindestens für diejenigen Gebiete der Metaphysik, die sich empirischer Zugänglichkeit entziehen, „Erkenntnisweisen geben muss, die Sinneserfahrungen übersteigen und diesen vorausgehen“ (8). Bezüglich der Gottesfrage verweist S. nicht nur auf die Moral, die Gott als überirdische Instanz denkt, welche uns vorschreibt, was wir tun und lassen sollen, sondern auch auf die Metaphysik, für welche die Frage a) nach der Existenz Gottes und b) nach seinen Attributen „seit jeher zentral“ (3) war.

Nähere Hinweise zu diesen beiden klassischen metaphysischen Themen finden sich in den Kapiteln 27 und 28, die *Winfried Löffler* (= L.) für das Handbuch verfasst hat. Erstens betont er hier, in die gängigen Vorschläge (auch nicht-naturalistischer) kategorialer Ontologien passe Gott kaum hinein. „Für Prozess-, Tropen-, Feld-, Ereignis- oder ähnliche revisionäre Ontologien dürfte dies auf der Hand liegen“ (206). Gott sei „sicher kein Akzidens, aber vor allem aufgrund seiner Einfachheit, Unveränderlichkeit und notwendigen Existenz auch nicht einfach als Substanz einzuordnen“, weil Substanzen „die Träger der Akzidentien und der Veränderung sind“ (ebd.). Gott als weltbegründendes Objekt *sui generis* wurde daher in der Tradition mitunter als ‚supersubstantialis‘ bezeichnet. Gegen Kants allgemeine Metaphysikkritik spricht für S. zweitens nicht nur die gegenwärtige Konjunktur der analytischen Metaphysik, sondern auch, dass aus heutiger wissenschaftstheoretischer Sicht die Grenze zwischen verschiedenen einzelwissenschaftlichen und ‚metaphysischen‘ Fragestellungen nicht leicht zu ziehen ist. L. erinnert hier „an viele Fragestellungen der Astro- und Teilchenmetaphysik oder der Zahlentheorie“ (213). Drittens hält L. fest: Wer Überlegungen, die in diesem Grenzgebiet angesiedelt sind, und eine metaphysische Einbettung des naturwissenschaftlichen Theoriebestandes in umgreifendere Zusammenhänge wie das kosmologische Argument im Gottesbeweis als grundsätzlich unmöglich ablehnt, dem obliege für eine solche These „die Begründungslast“ (ebd.). Viertens bestreitet er die Argumentation, zu der Beckermann tendiert, „dass sich Argumente für die Existenz Gottes entweder an den Maßstäben einzelwissenschaftlicher empirischer Testverfahren messen lassen müssten oder eben irrational sind“ (ebd.). Fünftens lässt er keinen Zweifel daran, wenn es genuin metaphysische Fragen gibt, dann wäre „auch die naturalistische Gegenthese, dass immer die Natur selbst als letzte Erklärung (und daher z.B. die Anfangssingularität nur Teil eines größeren kosmischen Prozesses) ist, selbst ein Stück begründungspflichtiger Metaphysik“ (ebd.). Schließlich geht er sechstens auch auf das Problem des Übels ein, das für ihn der „vermutlich stärkste religionskritische Einwand“ (206) gegen den Gottesgedanken ist. Wenn moderne Religionsphilosophen im Blick auf diesen Einwand die Abkehr von einem personalen Gottesbild vorschlagen und sich für die Zuwendung zu einer Form des Pan(en)theismus aussprechen, dann gibt L. hier Folgendes zu bedenken: Auch wenn man dem Universum göttliche Qualitäten zuschreibe, verschwinde dadurch das Faktum noch nicht, „dass es dort dysfunktionale Zustände in schrecklichem Ausmaß gibt, die ein Rätsel bleiben“ (ebd.). Es ist also nach L. nicht so „dass das Problem des Übels den Theismus [...] einfach zu Fall bringt“ (ebd.). Vielmehr wird man sagen müssen: Ebenso „wie das Übel ein Rätsel für den Theisten bleibt, ist die Existenz der Welt und ihrer Komplexitäten bis hin zum Bewusstsein ein Rätsel für den Atheismus“ (ebd.). Für L. bietet „ein auf Kontingenzargumente gestützter Theismus [...] eine plausible Lösung dieses Rätsels“ (ebd.). Insgesamt ergibt sich für ihn daher „eine Art argumentatives Patt zwischen begründeten Formen des Theismus und Atheismus“, ohne dass hier nun „wechselseitige Irrationalitätsvorwürfe am Platz wären“ (206f.). Denn „bei metaphysischen ‚Großraumoptionen‘“ (207) komme immer ein Moment der freien Gewissheit ins Spiel, die nicht etwa bloß als „Sanierungsmittel für ansonsten schlechte Argumente“ fungiert, „sondern ein unvermeidbarer Bestandteil erfolgreicher Argumentation in Fragen“ ist, „in denen man mit guten Gründen verschiedener Meinung sein kann“ (212). Eine freie Gewissheit sollte sich für L. „eben nicht nur auf subjektives Dafürhalten, sondern auch auf gute Gründe stützen können“ (ebd.). Die Rede von ‚Gottesbeweisen‘ hält er freilich für problematisch, denn der Rekurs auf die freie Gewissheit impliziert, dass von ‚Beweisen‘ im Sinn der ‚Andemonstrierbarkeit eines Resultats‘ nicht die Rede sein kann. Was die Argumente für die Existenz Gottes wohl aber bieten, ist ihm zufolge „der Nachweis, dass ein theistisches Weltbild durchaus auf gute Gründe verweisen kann und nicht so durchgängig irrational ist wie die Religionskritiker behaupten“ (ebd.). Einige Autoren – L. zitiert hier neben sich selbst auch Holm Tetens – sehen „manche Varianten des Theismus sogar explanatorisch im Vorteil, „weil sie auch für die schwer abweisbaren Sinndesiderate des Menschen einen Lösungsvorschlag haben“ (207).

H.-L. OLLIG SJ